

Aus Spangenberg's Urzeit.

Ein Märchen von Adam Siebert, Gelsenkirchen.



Der Stadt Spangenberg zum 600jähr. Jubiläum gewidmet.

Das Tapferste Tapfer...Hörig.

A. Siebert

Aus

Spangenberg's Urzeit.

Ein Märchen

von

Adam Siebert, Gellenkirchen.



Der Stadt Spangenberg zum 600jährigen
Stadthubiläum in anhänglichem Gedenken
gewidmet.

1. Tausend im Verlag der Stadt Spangenberg. Weitere
Auflagen im Selbstverlag des Verfassers.

Gellenkirchen 1909.

Druck von Stück & Lohde, G. m. b. H.

Alle Rechte vorbehalten.

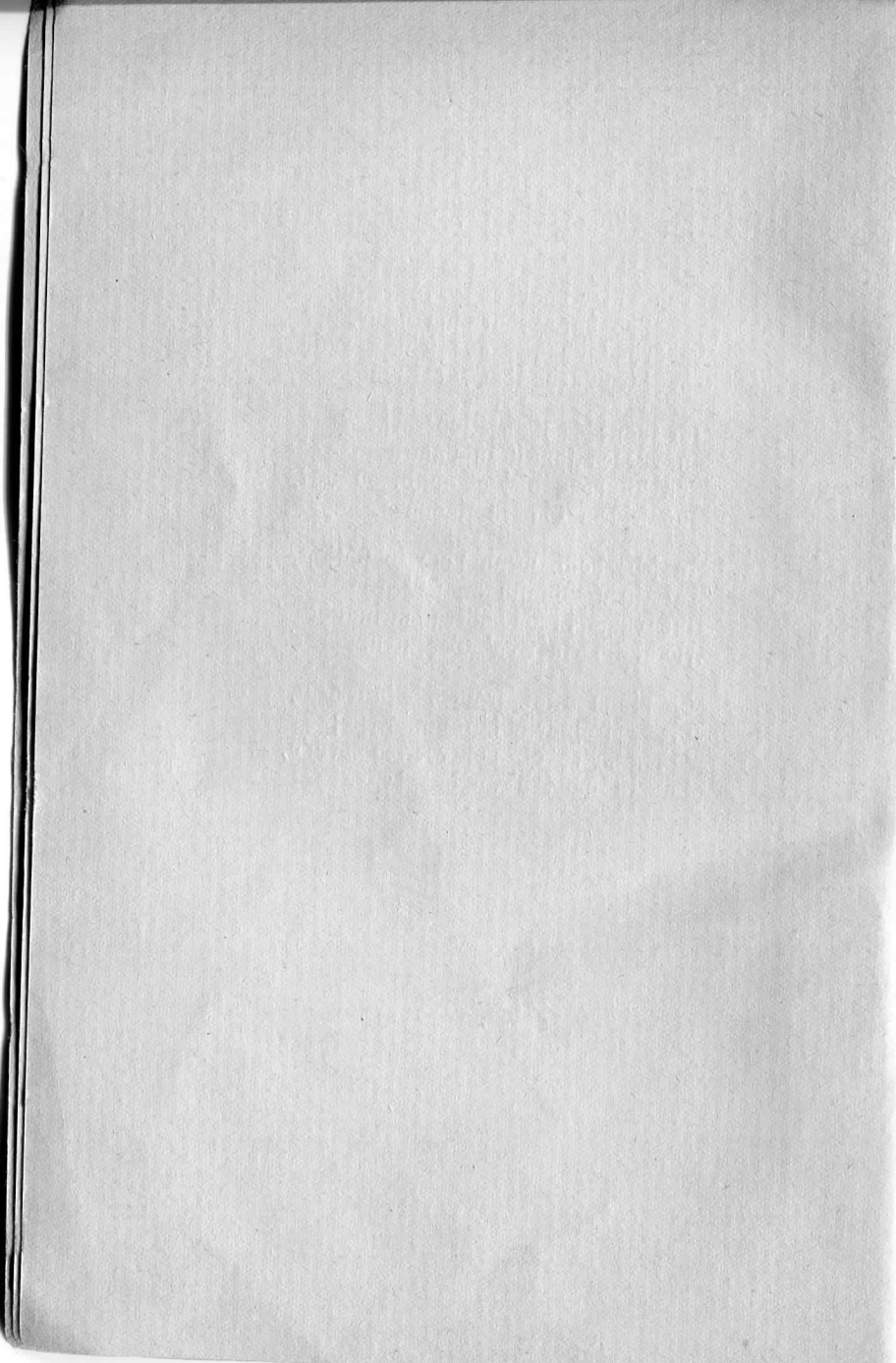
Im Silberhaar das Mütterlein,
Das hat Geburtstag heute,
Da bring' ich hier aus seinem Hain
Ein Sträußlein ihm zur Freude.

Ich suchte es nach Kinderart
An Wegen schnell zusammen
Von Blumen, die, ob wild, ob zart,
Aus seinem Garten stammen.

In jede doch, wenn noch so schlicht,
Lag einen Wunsch ich senken
Und rings in das Vergißmeinnicht
Flocht ich ein treu' Gedenken.

So nimm denn, trautes Mütterlein,
Dies Sträußlein hin zum Feste;
Laß mich es dir von Herzen weih'n,
Das ist wohl d'ran das beste.







„**A**m Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.“ So steht geschrieben in der Bibel. Und darnach war es im Anfang also auch noch wüst, leer und öde in denjenigen Gefilden, die erst viel, viel später einmal der „Riedsforst“*) heißen sollten, als dort an den Ufern eines ausgedehnten und weitverzweigten blauen Sees der Schöpfer ein üppiges Ried aus Rohr, Schilf und tausendfältigen anderen Gräsern, Gewächsen und bunten Blumen und auf den Höhen der Gebirge ringsum, die den See umschlossen, einen stolzen Forst von Eichen, Buchen, Tannen und sonstigen Gehölzen hatte erstehen lassen.

Da, wo dich heute liebliche Dörfchen und Städtlein mit ihren roten Ziegeldächern und hellen Giebeln, zwischen bunten duftenden Wiesen, blühenden Gärten und gesegneten Fluren zerstreut, gar freundlich anlachen, wo klare Bächlein in traulichem Murmeln und Plätschern dem Tale zueilen, auch da herrschte einst noch tiefe Oede und Stille. Und da, wo heute der Schäfer am friedlichen Waldesraume seine Herde weidet, und wo am Abend froher Gesang aus den frischen Kehlen der von der Heuernte heimkehrenden Burschen und Mädchen über die Auen dahin erschallt, um sich mit den so traut und lieblich klingenden Abendglocken zu verschmelzen, da war es zuvor, wie überall, noch wüst und leer.

Wo heute aus stolzem, grünem Waldesranze, der nun diese gesegneten Gefilde so köstlich umrahmt, der Ruckucksruf und Amselschlag ertönen, und da, wo die Nachtigall

*) Alle mit einem Stern versehenen Worte sind heutige Flurbezeichnungen zc. der Gemarkung Spangenberg.

ihren Jubelsang vom burggekrönten Hange in die laue Sommernacht hinausschmettert, wenn schwerer Blütenduft der Maiennacht ihr das Herz berauscht, da erklingen einst, zu Anfang der Schöpfung, noch nicht so vielgestaltige Jubellieder, sondern tiefe und dumpfe Eintönigkeit lagerte auch hier, wie noch überall auf der Erde, über Berg und Tal. Wenn heute der friedliche Bürger und der emsige Bauer nach Vollendung ihres Tagewerks, ihr Pfeisichen rauchend, abends hemdärmelig zum Nachbar hinüberziehen, um mit diesem auf der alten Steinbank neben dem Rebenstock am Haus oder unter der duftenden, blühenden Dorflinde ihr Plauderstündchen im Dämmerchein zu halten, während über ihnen unterm Giebel die traulichen Hausschwalben ihre Jungen leise in den Schlaf wispeln, dann, lieber Freund, vergiß nicht, daß es nicht immer so schön hier gewesen ist, ehe der Schöpfer alle die Herrlichkeiten der Natur und die Menschen als Krone der Schöpfung geschaffen hatte.

Wüßt und leer, wie uns die Bibel verkündet, war die Erde und somit auch dieses unser Märchenland, in abge-
 schiedenem Erdenwinkel, vorerst nur geschaffen. Ein klar-
 blauer See umplätscherte einst die Füße des fahlen „Nied-
 forstes“ bis weit in die Täler hinein. Zur Rechten des
 Niedforstes hatte der Herr ein anderes „stolzes Gebirge“,
 das heutige „Stolzinger Gebirge“* erstehen lassen, und
 zwischen diesen beiden schuf er einen mächtigen dritten hohen
 Berggrücken, der den See in seiner oberen Hälfte in zwei
 lange, breite Arme teilen sollte. — Wenn in einer viel
 späteren Zeit, im Lenze, ringsum alles erblühte, dann lag
 dieser dazwischen geschobene Bergrieße gleichsam wie eine
 schneebedeckte Winterlandschaft inmitten grünender Fluren
 und blühender Gefilde. Leppig wuchernde Brombeersträucher
 hielten ihn ringsum besetzt, und im Nachsommer boten die
 Sträucher, die auch jetzt dort auf Steinhalden und in ur-
 wüchsigen Hecken ihr ererbtes Anrecht an den Berg noch
 geltend machen, den Urbewohnern dieses Gebiets ihre reiche
 Brombeerenernte dar, und darum nannten sie ihn mit Recht
 den „Brombeerenberg“*, aus dem in Jahrhunderte langer
 Sprachverschiebung einmal ein „Bromsberg“ werden sollte.
 Unten am Ausgang des Tales, wo sich heute klare
 muntere Bächlein, die vom Niedforste und vom Stolzinger

Gebirge kommen, in die Fulda ergießen, hatte der Schöpfer einst quer, von Gebirge zu Gebirge, einen mächtigen Damm vor der Talöffnung erstehen lassen, hinter dem sich alle von diesseits kommenden Bächlein zu einem wunderbaren, weitgegabelten See anstauten. Wie ein Beherrscher über dies Naturgebiet erhob sich, dem Brombeerenberge vorge- lagert und fast gänzlich vom Wasser umspült, ein einsamer, freier und hoher Felsenkegel, der sein Haupt so kühn und stolz gen Himmel hob, als kenne er schon die hohe Bestimmung, für die er einst ausersehen sein sollte. — So hatte der Herr dies Gefilde, — noch wüst und leer, — vor- erst nur geschaffen, bis unter seinem Machtworte auch hier endlich alle Schönheiten der Natur, die heute noch die stille Bewunderung der Menschen hervorrufen, erstehen sollten.

Da, — nach längerer Zeit, als Gott das Machtwort: „Es werde Licht!“ gesprochen hatte, erhob er sich von seinem hohen Himmelsthron und stieg zur Erde hernieder, um das Werk seiner Allmacht zu betrachten, und um dort, wo es nötig und würdig schien, seine gütige Hand verbessernd und verschönernd anzulegen. So schwebte er lange über Höhen und Tiefen, über Land und Gewässer dahin, um endlich Umschau zu halten nach einem würdigen, erhabenen Berge, auf dem er sich zu stiller Rast und Beschauung einmal niederlassen könne. Und so schwebte der Schöpfer schließlich auch über dieses stille, abseits gelegene Gebiet, und der einsame Felsenkegel mitten in dem See erschien ihm würdig genug und geeignet zu stillem Rasten und Genießen. Er ließ sich daher hier nieder, hielt Umschau über diese Gefilde und freute sich sehr, daß es sich unter seinem Schöpferwort so schön aufgebaut hatte wie noch wenige andere, die er zuvor auf seiner Erdenwanderung besucht hatte. Gott verweilte darum länger als irgend wo anders hier und sann darüber nach, wie er diesem stillen und doch so lieblichen Fleckchen noch besondere Schönheiten zu verleihen vermöchte.

Bald darnach wuchsen an den kahlen Ufern des stillen Sees ringsum tausendfältige Gräser, Schilf und Blumen zu einem stolzen Ried heran, in dem es gar geheimnisvoll im Abendwinde rauschte und wehte, als hielten die Blumen und Gräser da stille Zwiesprache mit einander. Auf den langgestreckten Gebirgshöhen jedoch erproß gar bald

ein mächtiger Forst von Eichen, Buchen und Tannen, die mit der Zeit ihre Wipfel zu einem schier endlosen hohen Dome zusammenschlossen, in dem es rauschte und bebte, als gälte es für sie, ihrem Schöpfer, der nun zu dem Ried auch sie als Forst erschaffen und darum diese Gefilde „Riedforst“ genannt hatte, ein Dankgebet nachzubeten. Ueberall in diesem Ried zwischen Schilf, Rohr und Gräsern wiegten sich tausendfältige duftende Blumen wie Wasserlilien, Wasserrosen, glühende rote Feuerkelche und viele andere Kinder der Flora im Sonnenschein. Buntschillernde Libellen, Falter und Schmetterlinge kamen aus anderen fernen Gegenden der weiten Erde über den See dahergeslogen und berauschten sich, auf- und ab-, hin- und herwogend, an all' dieser Herrlichkeit, womit dieses Gebiet nun gesegnet war.

Lange, unzählbare Jahre waren so in stillem Frieden dahingegangen, und noch hatte nichts störend in dieses einstige Ruhigemach des Herrn einzudringen vermocht. Die Forsten hatten sich inzwischen zu einem endlosen grünen Rahmen um dieses Gefilde geschlungen, und rings um den See hatten die Kinder des Rieds ein köstliches Gewinde von Tausenden der ihrigen gewoben und geflochten, und immer noch breitete sich stiller, feierlicher Friede über dieses Gebiet aus, der bis auf die heutige Zeit dort noch heimisch geblieben ist. Dann aber, o weh, erschien der „Böse“, der alles Gute und Edle der Erde haßt, auch in diesem ihm bis dahin verborgen gewesenen Gebiet und pflanzte tückisches, teuflisches Verderben und Sterben unter die zarten Riedkinder. Bald gab es ein Wehklagen, Welken und Sterben unter Blumen, Gräsern, Schilf und Rohr; und sie alle wußten sich des Unglücks nicht zu erwehren, das der „Böse“ unter sie gebracht hatte. Hülfesuchend schauten sie in ihrer Not lange nach dem aus, der sie einst so huldvoll und schön hatte erstehen lassen.

Da endlich erschien der Herr zum zweiten Male an diesen Gestaden und mit Verwunderung, Staunen und Anmut sah er die Not und das Siechtum seiner bisher so lebensfrohen Riedkinder. Er beugte sich gnädig und teilnahmvoll zu ihnen hernieder und forschte nach der Ursache ihrer Not und Plage, und siehe da, gar bald ge-

wahrte er, daß auch der Böse inzwischen seinen Weg hierher gefunden und daß er in seiner Tücke ein Heer von allerlei Gewürm, Schnecken und Muscheln in die Tiefen des Sees versenkt hatte, die nun verderbenbringend an den Wurzeln und Füßen der so geplagten Blumen und Gräser nagten und zehrten. Voll Zornes sprach darauf der Herr: „Ihr Teufelsgelichter, wie untersteht ihr euch, verheerend hier in dies von mir mit besonderer Gunst und Sorgfalt geschaffene Gebiet einzudringen! Zur Strafe hierfür sollt ihr von nun an alle zu Stein werden, damit ihr fortan nie mehr Verderben bringen könnt dem, das ich zu meiner Freude geschaffen habe.“ Und unter diesem Nachtworte wurde all' dies Wassergetier zur selben Stunde zu Stein, das in seiner Urform noch bis auf den heutigen Tag dort im Schoße des Rieds ruht und von dem Zorn und der Wundertat Kunde gibt. Nachdem der Herr so Hülfe geschaffen hatte, hub es von neuem an zu wachsen, zu grünen und zu blühen im Ried, und eine Flora, noch köstlicher, üppiger und gefegneter als früher, erstand an den Ufern rings um den See. Unterdessen aber hatte der Schöpfer seinem Werke die Krone aufgesetzt und den Menschen als ein Wesen nach seinem Vorbilde geschaffen, dem er ein Paradies schenkte und den er zum Beherrscher der Erde einsetzte. Nach dem Sündenfall aber hatte Gott die Menschen bald wieder aus dem Paradies vertrieben, und bald stark vermehrt, zerstreuten sich ihre Nachkommen als Erdenbeherrscher über das weite Erdenrund. Doch in das Heiligtum dieses seines einstigen Ruhesgemachs einzudringen, hatte Gott den Menschen noch vorenthalten. Tausende von Jahren nimmer ruhender Entwicklung und Vermehrung aller lebenden Wesen, die Gott in weiser Arbeit und Fürsorge noch weiter geschaffen hatte, waren abermals ungestört über diesen Erdenwinkel zur Ewigkeit dahingegangen, den Herrn aber zog es immer wieder einmal hierher zurück zur stillen Rast von seiner Schöpferarbeit. Als er dann einstmals wieder hier Einkehr hielt, vernahm er seltsamerweise rings aus dem Ried ein leises Weinen, Wehklagen und Schluchzen, und deutlich hörte er, wie viele vergossene Tränlein glucksend auf den Spiegel des See's niedertropften und wie das stille Wasser hierdurch kleine kräuselnde Kreise um Halme und

Gräser schlang. Hierdurch aufmerksam gemacht, sah er all die Blumen und Gräser flehentlich weinen und sehnsüchtig und betrübt ihre bunten Köpfelein hängen. Theilnahmvol beugte sich der Herr in seiner milden Art zu ihnen hinan und gewährte, daß all' die frischen, blühenden Blumen perlende Tränen vergossen. Da fragte er sie nach dem Grunde ihres Weinens und Klagens. Ehrfurchtsvoll verneigte sich dann eine Gruppe stolzer Wasserlilien, Wasserrosen und sonstige hochgewachsene Blumen vor dem Herrn und klagte ihm mit noch feuchtgeweinten Augen ihr Herzeleid. Sie alle, so klagten sie, müßten wieder vergehen, ohne wie ihre Schwestern, die in anderen Gegenden der Erde blühten, den Zweck ihres Daseins erfüllen zu können. Die Falter und Schmetterlinge, die aus fernen Gegenden zu ihnen über das Wasser herüber gekommen wären, hätten ihnen vertraulich erzählt, daß in andern Gegenden der Erde Geschöpfe wandelten, die er, Gott, nach seinem Bilde geschaffen hätte, und bei diesen gottähnlichen Wesen, die sich Menschen nannten, ständen ihre Schwestern gar hoch in Ehren und Ansehen. Jene würden von den Menschen mit Liebe und Zärtlichkeit überschüttet und erfreuten ihrerseits die Menschen mit ihrem Duft und ihrer Farbenpracht, wodurch sie zugleich auch ihrem Schöpfer einen Dienst der Dankbarkeit erwiesen. Doch sie, die Kinder des Kiedz, müßten wieder vergehen, ohne je eines so erhabenen Wesens ansichtig geworden zu sein, ohne von solchen geliebt zu werden und ohne diese Liebe erwidern zu können. „Darum bitten wir dich, Herr“, so sprachen die Blumen weiter, „gib auch uns hier Wesen, die du nach deinem Bilde geschaffen hast, damit wir uns an ihnen dafür dankbar zeigen können, daß du uns so lieblich und schön erschaffen hast. Den Menschen aber wollen wir jederzeit ein Vorbild der Liebe, Treue und Reinheit sein und ihnen an uns allzeit deine Weisheit und Macht verkünden.“

Solches bescheidene und selbstlose Bitten und Flehen rührte den Herrn, und freundlich entgegnete er: „Da, wo ich anderwärts Schwestern eures Gleichen geschaffen habe, zu denen ich dann auch Wesen nach meinem Bilde gesellte, da habe ich auch einen Keim inniger Liebe und Verehrung in die Herzen der Menschen für die Blumenkinder gepflanzt.“

In euch aber offenbart sich mir heute auch die Liebe zu meinem Ebenbilde, dem ihr euch, mir zum Ruhme, selbstlos hingeben und opfern wollt, und solcher Hingebung und Opferwilligkeit muß ich denn ein bis dahin nur für mich bewahrtes Erdengemach preisgeben. Darum will ich auch euch von nun an Menschen zugesellen. Zum Zeichen aber, daß sich hier die reinste und schönste Liebe zu mir und meinen Menschenkindern offenbarte, die ewig ungetrübt bleiben soll, will ich auch hier für alle Nachkommen eine bleibende Erinnerung erstehen lassen. Habe ich einst eure verderbenbringenden Feinde, das Teufelsgelichter, zu Stein werden lassen, so sollen eure Tränen, die ihr so flehentlich um die Erfüllung dieses edlen Wunsches vergossen habt, zur Erinnerung hieran von nun an zu kleinen Sternlein gerinnen, damit sie in dieser Gestalt bis in Ewigkeit Kunde geben von dem Liebesbunde, der durch eure Tränen zwischen den Menschenkindern und euch nun unlösbar geschlossen wurde. Und unter der Allmacht des Herrn wurden all' die vielen großen und kleinen vergossenen Tränen der Blumen zu schlichten, bescheidenen „Sternlein“, die noch heute in dem nun längst vertrockneten Ried von dieser neuen Wundertat Gottes und von dem einstigen, nun erfüllten Herzenswunsche der Blumen erzählen.

Dafür, daß aus dem Paradies
Die ersten Menschen ich verstieß,
Gab ich, des Lebens Last zu mindern,
Die Blumen zu den Menschenkindern.

Doch wo nun Blumen tränenschwer
Nach Menschen fühlen ein Begehren,
Da muß ich lindern solches Streben,
Und Menschen zu den Blumen geben.

Dann, nachdem sich solche neue Wundertat vollzogen hatte, schwebte der Schöpfer für immer von dannen, um nunmehr, wie versprochen, auch Menschen in dieses Gebiet einzulassen; doch waltete nach wie vor seine segnende Hand unsichtbar über diesem Wundergarten. Bald darauf erschien ein stolzer, kühner Recke mit einem Häuslein Getreuer in diesem Gebiete, dem Gott in fernem, unbekanntem Lande eingegeben hatte, daß er sich aufmachen und bis an

diesen See wandern solle, wo er, rings vom Wasser umspielt, einen freien, erhabenen Felsenkegel finden würde, auf dem er mit Hilfe seiner Mannen eine stolze und feste Burg erbauen, und von der aus er das umliegende Gelände zum Ruhme Gottes beherrschen solle. Weiter gebot ihm der Herr, mit den Blumen und Gräsern dort innige Freundschaft zu schließen und sich nach Erbauung der Burg eine ebenbürtige Gemahlin aus seinem fernen bisherigen Heimlande auszuwählen und in die Burg heimzuführen. Am Tage der Hochzeit aber möge er alle Gelasse der Burg, sowohl innen wie außen, reichlich mit den Kindern der Flora aus dem Ried dort unten am See schmücken. Und wie es der Herr diesem Recken eingegeben hatte, so geschah es auch. Nun gab es da oben auf dem von Gott einst geweihten Felsenkegel ein rühriges Hacken, Schaufeln und Mauern, und eine stolze Burg ragte nach einiger Zeit mit ihren vielen Türmen und Zinnen gen Himmel, die unter dem Segen des Herrn und unter gar vielen Wandlungen und Veränderungen bis auf den heutigen Tag noch über das umliegende Gefilde getreulich wacht.

War der von Gott hierher gesandte, dem Namen nach noch unbekannte Recke von stolzem Wuchs und kräftigem Körperbau, von kühnem, unerschrockenem Wagemut und in all seinem Tun und Wesen von edler Art und Gesinnung, so sollte er gar bald durch eine kühne, kurz entschlossene, mutige That zum Ritter erhoben werden.

Eines Tages, als Gott aus dieser Gegend weiter auf Erden dahingegangen war, erschien, hierdurch ermutigt, der „Böse“ zum zweiten Male an den Ufern dieses Sees.

Trozig und Unheil im Schilde führend, stellte er sich an einem Hügel gegenüber der Burg auf und grinste gehässig hinüber nach der Burg, die ruhig und friedlich arbeitenden Menschenkinder verhöhrend und verspottend und in Sonderheit den Gebieter über diese entstehende Burg herausfordernd.

Raum aber hatte der Recke da oben die schwarze Höllengestalt erblickt, da entriß er kurz entschlossen und ohne Zaudern einem der Seinen die blinkende Scharfe, womit dieser an seiner Burg hantierte, und mit einem mächtigen, wohlgezielten Wurf schleuderte er diese in weitem Bogen hinüber nach jenem Hügel, um den Beherrscher der Hölle damit zu zerschmettern.

Dieser jedoch hatte mit seinen glühenden Feuer-
augen das Wurfgeschöß in tausendem Fluge schnurstracks
auf sich zukommen sehen, und stutzig gemacht ob solcher
Kraft und Kühnheit, schwang er sich, der Gefahr aus-
weichend, in einem mächtigen Satze hinüber auf den
ihm zur Seite gelegenen Hügel, um von da im selben
Augenblicke für immer in die dunklen Tiefen der Erde zu
verschwinden und von nun an nie mehr in diese jetzt
von ihm gefürchtete Gegend zurückzukehren.

Da, wo der Teufel höhrend und grinsend gestanden
hatte, fanden sie später, tief in das Erdreich gegraben,
die Scharte des Recken und sie nannten darum von nun
an diesen Hügel den „Schartenberg“*.

Angeichts solchen Wagemutes blieb diese Gegend von
nun an vom „Bösen“ gemieden, und friedlich konnte sich
alles so entwickeln und vollziehen, wie es Gott in seinem
wohlmeinenden Ratschlusse gewollt hatte. Der Recke aber
wurde in Anerkennung dieser kühnen und mutigen Teufels-
verbannung nunmehr zum Ritter erhoben.

Wo aber der „Schwarze“ für immer in die dunklen
Tiefen der Erde gesunken war, da hinterließ das Erdreich,
als sichtbares, bleibendes Zeichen hieran, ringsum eine große
und tiefe trichterartige Versenkung.

Ein weit später kommendes Hirtenvolk, das einst hier
hereinbrechen sollte und von dem uns das Märchen später
noch mehr erzählen wird, goß dann, in Ermangelung
anderer Gefäße, die viele Milch seiner großen Viehherden
in die Versenkung. Wenn sich dann der „Schmand“ auf
der Milch gesondert hatte, dann setzten sich die Frauen
dieses Hirtenvolkes rings um diese große, natürliche Milch-
schüssel; einer der ihren schöpfte ihnen dann mit großem
steinernen Gefäße an langem Stiele den „Schmand“ in
mitgebrachte, ausgehöhlte, topfartige Steine, und es begann
um die große Schüssel herum ein allgemeines, großes Butter-
rühren. Unter Scherzen und Lachen sangen sie dazu:

Wenn es auch nicht buttern will,
Rühr um, rühr um's Butterloch!
Ist der „Schwarze“ auch im Spiel,
Muß es einmal buttern doch.

Hat die Kuh uns einst verhezt,
Daß die Milch nicht buttern sollt',
Darum würde er verwichst,
Wenn er je hieraus gewollt.

Wagte er sich noch einmal
Hier herfür aus unserm „Topf“,
Färben wir ihn dann zur Qual,
Weiß vom Hufe bis zum Kopf.

Jede Butterkeule fliegt
Ihm dann um die Hörner gleich,
Bis er heulend unterkriecht
Wieder in sein dunkles Reich.

Täglich doch ein Topf voll Schmand
Kommt dem kühnen Ritter zu;
Denn seit hier der Teufel schwand,
Hat das Vieh vor'm Hegen Ruh!

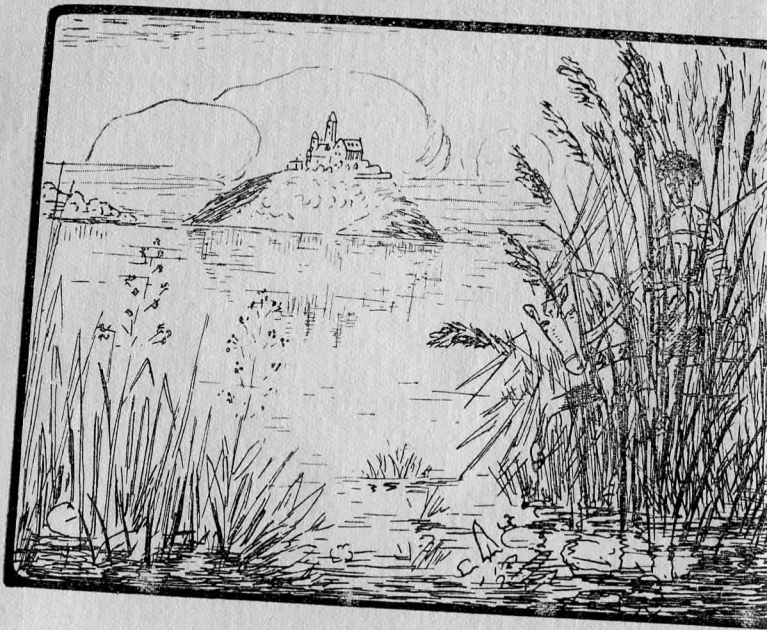


Da dieses Hirtenvolf die Kunst des Käsemachens aber noch nicht verstand, so ließ es die rückständige, entrahmte Milch langsam in die Erde versickern, sodaß sich alles Gestein dieser Höhe nach und nach milchig weiß färbte, damit sich noch später kommende Geschlechter, wie es die Vorsehung gewollt hatte, aus diesen Steinen eine „Kalkmilch“ zur freundlicheren Gestaltung ihrer Wohnungen bereiten könne.

Die Vertiefung aber nannten sie von da an das „Butterloch“*, und da der Höllensfürst noch manchmal aus der Tiefe dieses Berges gemurrt und geknurrert haben soll, so nannten sie den ganzen Berg den „Knurrenberg“*, welche Namen beide, trotz Jahrhunderten, bis heute noch behalten.

Während nun die Burg rüstig im Bau voranschritt, ergözte sich der junge Ritter an den herrlichen Gottesgaben rings in seinem Gebiet. Bald zog er hinauf auf den hohen, mit schneeweißer Blüte überzogenen „Brombeerberg“, und bald segelte er auf dürftig zusammengezimmertem Floß hinüber zum Forst, in dessen stolzen Buchen- und Eichendome er sich nach Herzenslust mit den Seinen tummelte. Endlich aber zog er auch einmal hinab zu den Ufern des Sees und zu den Kindern des Rieds, wo er unter Blumen und Schilf, unter Schmetterlingen und Faltern seine Gespielen suchte.

Da aber, o Wunder, gab es eine lebhaftere Bewegung im Ried. Bunte Falter flogen geflissentlich von Blume zu Blume und verieten ihnen, daß dieses endlich das Ebenbild Gottes sei, das Gott ihnen zu senden versprochen hatte. Hoch beglückt und wie in freudiger Erregung wogte dann alles auf und ab im Ried, gleichsam wie zum Gruße. Alles erhob und verneigte sich ehrfurchtsvoll in der lauen Sommerluft vor dem Gnadengeschenk des Schöpfers. Die Blumen und Knospen des Rieds reckten und streckten ihre bunten Köpfelein sehnüchtig und verlangend nach dem Ritter aus, eins drängte sich ungestüm vor das andere, und alle schienen nach dem Gegenstande ihrer Sehnsucht zu haschen. Der Ritter aber war von all' diesen seltsamen Huldigungen und von dem Duft, der ihm aus dem Ried so heiß entgegenströmte, wie von einem Maierausch umwoben und hatte es gar nicht gemerkt, wie er auf seinem Rosse immer weiter und tiefer in das Ried hinein wankte, und wie ihn Hunderte der rankenden Riedkinder innig zu umgarnen suchten. Bald war er von allen Seiten so umstrickt, daß er sich kaum noch all' dieser Zuneigungen zu erwehren vermochte. Nur mit Aufbietung seiner ganzen ritterlichen Kraft gelang es ihm, sich aus diesen unzähligen, lieblichen Umarmungen zu befreien. Einige schlankte Wasserlilien jedoch hatten sich mit besonderer Innigkeit um seine Füße gewunden und suchten krampfhaft das ihnen gegebene Ebenbild Gottes



festzuhalten. Als sie dann gar nicht von ihm lassen wollten, mußte er sich gewaltsam befreien und dieses sollte, ohne daß er es wollte, den Lilien das Leben und die Enthüllung ihres Tränengeheimnisses kosten. Mit einem unsanften Ruck riß der Ritter die Lilien, die nicht nachlassen wollten, samt ihren ganzen Wurzelstauden aus ihrem Standorte. Wie aber erstaunte der junge Ritter, als er, die Ranken der Lilien von seinen Füßen windend, hierbei den Wurzeln zu nahe kam und dort kleine, wunderbar geformte steinerne Sternlein gehalten entdeckte. In tiefer Betrachtung hielt er diese Sternlein sinnend und forschend in den Händen, doch nichts vermochte ihm zu sagen, daß sie einst Tränen waren, die die Blumen auch seinetwegen einmal geweint hatten. Noch berauscht von allen diesen Eindrücken um ihn her, legte er sich in die blühenden Matten am Ufer nieder und grübelte über dieses seltsame Geheimnis der Blumen nach. Während nun Schmetterlinge und Falter ihn um-

gaukelten, als wollten sie ihm den Weg zur Lösung andeuten, und während ihm die Blumen und Gräser im Ried in ihrer ihm unverständlichen Art zunichten und zuflüsterten, sang sich der Ritter allmählich in tiefe, wonnige Träume:

Die Blumen und die Matten
Im gold'nen Sonnenschein,
Das Wild im Waldesshatten,
Und auch der See sind mein.

Zu frischem, frohem Jagen
Hab' ich das beste Roß,
Den Feind zur Flucht zu schlagen
Befehl ich meinem Troß.

Und doch, trotz all' dem Ruhme,
Ist mir die Lösung fern,
Wer wohl auch einer Blume
Sinst schenkte ihren Stern.

Wie ich den Blick auch senke
Tief in die Blumenpracht,
Wie ich auch frag' und denke,
Die Blume schweigt und lacht.

Noch kann ich mich nicht nennen,
Weiß noch nicht, wer ich bin,
Drum will ich euch bekennen,
Was mir nun kommt in Sinn.

„Ihr sollt, wie ich euch künde,
Bei eurem Stern von Stein,
Wenn ich die Lösung finde,
Mir Schild und Name sein!“

Als er diese Verse leise vor sich hingefungen hatte, war er träumend hinübergeschlummert in das Reich der duftenden Blumen und der Falter, und bald wurde ihm die ganze Lebens- und Leidensgeschichte der Blumen offenbar. Er sah, wie sie vor ihrem Schöpfer um die Erfüllung ihres Herzenswunsches flehentlich weinten und wie Gott

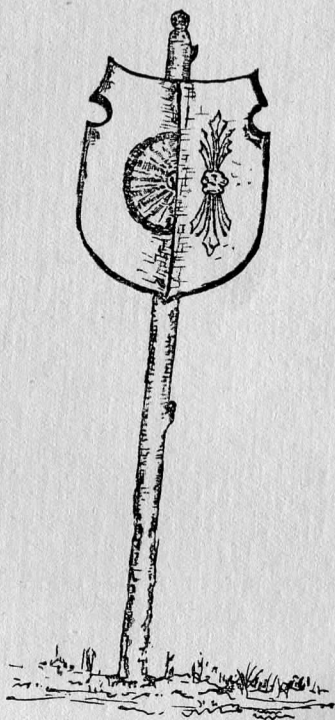
dann ihre Tränen zum Gedenken hieran zu Sternlein gerinnen ließ, und eine göttliche Eingebung sagte ihm, daß dieses die Lösung des Blumengeheimnisses sei. Als der Ritter endlich wieder erwachte, war er hochbeglückt über diese köstliche Offenbarung, und nun erst verstand er es, warum ihn alle die Blumen, Gräser und Ranken des Riedes so heiß umwoben hatten. Er gelobte von neuem, alle Zeichen dieses Gotteswunders für immer in seine und seines Gebietes Geschichte dankbar und sinnig hineinzuflechten.

Stolz und kühn hob die Burg ihre Türme und Zinnen zum Himmelsdome empor, und alles darin war wohlgelungen. Nunmehr machte sich der Ritter mit großem Gefolge auf, um in sein fernes Heimatland auf die Brautschau zu ziehen. Bald kehrte er von dort mit seiner Ausgerufenen jubelnd zurück und hielt seinen Einzug in die stattliche Burg. Eine ihm ebenbürtige Gemahlin hatte der Ritter sich erkoren, die mit ihrer Tugend, Anmut und Schönheit wie eine köstliche Gottesblume zu den bunten und frischen Kindern des Riedes vortrefflich paßte, und nun wurde, wie es damals Brauch war, mit großem Prunk und Glanz die Hochzeit gefeiert. Alle Gemächer der Burg aber prangten an diesem Tage im schönsten Schmucke von Blumen und Grün, den das Ried und der Forst zu geben vermocht hatten. So war denn der Wunsch der Blumen in Erfüllung gegangen, und heute am Tage der Hochzeit raunten und flüsterten sie geheimnisvoll in den Fluten des „Spangenbergers Sees“ über die glückliche Wendung, die nun über sie und das ganze Gefilde gekommen war.

Spangenberg See! Ja, so hießen von diesem Tage an der See und die Stätte, an denen sich so Wunderbares vollzogen hatte. Die Sitten und Gebräuche dieser uralten Zeit geboten es, daß ein erhabener Bräutigam am Tage der Hochzeit seiner Auserwählten je eine Spange aus edlem Metall, mit Edelsteinen besetzt, als Zeichen unverbrüchlicher Treue um den dargebotenen Arm und auf das bräutliche Haupt legte. Da es aber dem Ritter noch an Edelsteinen gebrach, so erinnerte er sich gern der einst zu Sternlein gewordenen Tränen der Blumen, die ihm ihres hehren und edlen Ursprunges wegen würdiger und sinniger zu einem Hochzeitsgeschenk erschienen als glitzernde Edelsteine. Weiter

erinnerte er sich des Gelöbnisses, das er den Blumen da unten am Ried gegeben hatte, und was ein Ritter verspricht, das hält er auch. Er ließ daher die Arm- und Hauptspangen, die er seiner Braut widmen wollte, reichlich mit diesen bescheidenen und schlichten Sternlein besetzen und schmückte damit am Hochzeitstage seine Auserwählte. Ihr zartes Gemüt aber barg ein tiefes Empfinden für Blumen und Verständnis für den so seltsam entstandenen Schmuck, und darum wußte sie ihn höher zu schätzen, als wenn er mit feurigen Edelsteinen und Perlen besetzt gewesen wäre. Darob war der Ritter doppelt beglückt, und freudig singend wiederholte er den Vers seines Gelöbnisses an die Blumen. Von nun an nannte er die steinernen Sternlein „Spangensteine“ und, hieraus abgeleitet, seine Burg „Spangenburg“ und den Berg, an dessen Füßen diese Sternlein noch heute zu Tausenden ruhen, „Spangenberg“. Sich selbst gab er den Namen „Ritter von Spangenberg“. Am Tage nach der Hochzeit aber prangte draußen am Walle der Burg auf hohem Fahnenmaste ein blinkender Schild, den der Ritter in Erinnerung seines Versprechens dankbar von seiner Brust genommen hatte, um ihn als schützendes, bleibendes Wappen über die Gefilde Spangenburgs aufzupflanzen. Sinnig hatte er auf die eine Hälfte dieses Schildes ein Gezweig von Lilien, mit einer Spange umwunden, geheftet und auf die andre Hälfte, einem halben Rade gleich, einen vergrößert dargestellten halben Stern der Riedblumen, und darunter schrieb er die Worte:

„Wo Gott einst schuf ein Paradies
Und sich zum Raften niederließ,
Wo Blumentränen sind versteinet,
Die um den Menschen einst geweint,
Da sollst du wachen alle Zeit
Als Wappen bis in Ewigkeit!“



Der Ritter von Gottes Gnaden lebte von nun an hochbeglückt mit seiner anmutigen Gemahlin in den weiten Räumen der Burg, und der Herr segnete sie mit einer stattlichen Zahl ebenbürtiger Nachkommen. Nach und nach aber sammelte der Ritter von Spangenberg ein immer größer werdendes Volk von Dienern und Streitigen um sich, mit denen er hinabzog zu den „Schiffshöfen“* unten hinter dem Burgberge, um von da, vermittelt seiner Holz-

flöße, zu großer Haß nach dem Riedforste hinüber zu rudern. Tiefe Stille breitete sich im übrigen noch immer über dieses einstige Ruhigemach des Herrn aus.

II.

Viele Jahre waren unter ständigem Blühen und Welken dahingegangen, und der erste, von Gott berufene Ritter war mit seiner Gemahlin längst in ein anderes Paradies abberufen worden. Ein starkes Geschlecht ihrer Nachkommen beherrschte nun das Erbe der Altvorderen. Die Zahl derer jedoch, die nunmehr zu der Hofhaltung des Burgherrn gehörten, wurde immer größer, so, daß schließlich nicht mehr alle Unterkommen in den Räumen der Burg finden konnten. Notgedrungen mußte der Ritter darum für diese unten am Fuße des Burg- und des Brombeerenberges Hütten bauen lassen, aus denen sich dann einmal ein freundliches Städtlein entwickeln sollte.

Die Herren der Burg unterhielten während dessen einen regen Verkehr mit dem fernen Stammlande ihrer Vorfahren, und so war denn die Kunde von ihrer neuen, noch wenig begehrten Heimat auch bis dorthin gedrungen. Angelockt durch die vielen Herrlichkeiten, die der Schöpfer einst hier ausgestreut haben sollte, zogen allmählich auch andere Gebieter mit ihren Scharen aus dem fernen Lande in die Gefilde der Spangenburg und des Riedforstes ein, wo sie bald hier, bald da von diesem oder jenem Berge der weiten Umgebung Besitz nahmen. Die stolze Spangenburg aber auf dem erhabenen Felsenfegeln war vorbildlich für sie geworden, und so entstanden mit der Zeit bald hier, bald dort auf den Höhen der benachbarten Gebirge gleichfalls mächtige, stolze Burgen, die sich gar anmaßten, der Spangenburg ihren Rang streitig zu machen. Doch ruhte auf diesen nicht der Segen des Himmels, denn während die Spangenburg noch heute ihr Haupt trotzig und kühn emporreckt, liegen ihre Nebenbuhlerinnen, in denen einmal ein Geschlecht derer von Reichenbach und derer von Weißenburg hauste, längst zerfallen da, und nur alte, verwitterte und bemooste Mauerreste ehemaliger unterirdischer Gelasse zeugen noch von ihrer einstigen, längst vergangenen Größe.

III.

Übermals war eine lange Reihe unzähliger Jahre über dieses, nun von drei trozigen Burgen begrenzte Gebiet dahingegangen und immer noch vermochte die stolzeste der drei Burgen in den klaren Fluten des Spangenbergers Sees ihr Antlitz zu spiegeln.

Die Ritter aber, die sich inzwischen in dem Gebiete vermehrt und auf ihren Burgen mit ihrer Gefolgschaft festgesetzt hatten, machten sich durch allerlei Kurzweil das Dasein zu einem Freudenleben.

Bald zogen sie zu großen Jagden in die ausgedehnten Wälder der Gegend, bald wieder gab es hie und da prunkhafte festliche Turniere und an alle solche Veranstaltungen schloß sich sittengemäß ein üppiges Festgelage, bei welchem gar mächtig gezecht und geschwelgt wurde.

Wenn dann die Köpfe erhitzt waren, maßte sich der eine oder andere wohl gar an, um die Gunst schöner Frauen seiner Kumpanen zu buhlen. Doch wehe, wenn solches Beginnen durch verräterische Augendienerei dem Ritter hinterbracht wurde! Eine schreckliche Rache wurde alsdann für den Liebes- und weintollen Nebenbuhler erfonnen:

Ginst klangen die Becher bei fröhlichem Mahle,
Von Rittern und Knappen ward mannhaft gezecht,
Denn reich war die Beute der Jagd in dem Tale,
Behalten vom Burgherrn, mit Knappen und Knecht.

Laut klang es Halli und Hallo in der Runde
Und Becher um Becher ward wieder gefüllt,
Doch plöblich erbleichten die Lippen am Munde
Des Ritters — ihm ward ein Geheimnis enthüllt.

Ernst schweifte sein Auge umher in dem Kreise,
Das eben noch glänzte voll Freude und Lust,
Dann zog er die Klinge nach Edeler Weise
Und schlug sich voll Zorn an die wogende Brust.

Stumm blickten die Gäste und graufendes Ahnen
Verdrängte die Luft, die zu herrschen gesucht.
Doch einer der ihren, den Sünde läßt mahnen,
Sucht eiligst die Pforten des Saales zur Flucht.

Doch wehe! Der Ritter flog auf von dem Stuhle;
„Halt ein, du Verruchter, entrinnest mir nicht!“
Dann packt er beim Schopfe den zitternden Wuhle
Und stellt an den Pranger den treulosen Wicht.

„So höret, ihr Recken, vom Festeßgelage,“
Rief er dann voll grimmigen Zorns in den Saal,
„Wie würdet ihr richten, wenn einer es wage,
Die Treue zu rauben von eu'rem Gemahl?“ —

„Ich würde dem Schurken“, sprach einer entrüstet,
„Die Zunge ausreißen, die so mich entehrt,
Diemeil ihr nach einem Paar Lippen gelüstet,
Daß mir nur in Ehren als Kleinod gehört!“

„Ich“, sprach nun ein And'rer, „ich ließ ihn zerreißen
Von feurigen Rossen, bei Festes-Tournier!“
Und weiter sprach einer: „laßt mich es beweisen,
Ich spalt' ihm den Schädel, und sei's auch gleich hier.“

„Nicht so“, dann der Ritter hohnlachend verkündet,
„Um Süßes zertrat er ein Sittengebot,
Und wer sich an solchem so treulos versündigt,
Dem bührt auch ein „süßer“ und langsamer Tod!“

„Holt mir einen Käfig, geschmiedet von Eisen,
Und setzet den Schänder da mitten hinein,
Und daß ihn verzehren die Fliegen und Schmeißen,
Entkleidet und streichet mit Honig ihn ein!

Dann hänget ihn hoch an des Burgturmes Spitze,
Dort wo ihm die Sonne am heißesten steht,
Bis daß ihm beim Stechen der Fliegen und Hitze
Die Luft nach Verbotenem ewig vergeht!“ —

Und bald schon erhob sich dort oben am Turme
Dies Opfer der Liebe als schreckendes Bild,
Und bald schon umschwärmten die Fliegen im Sturme
Den Ärmsten gar toll, wie besessen und wild.

Indessen war unten, in Burges Gelassen
Die Tafel zu neuen Gelagen gedeckt,
Bis gierig' Geschmeiße, gleich wolkigen Massen,
Das schreckliche Urteil des Ritters vollstreckt.

Fahrhunderte schwanden, mit ihnen die Ritter,
Und andere Sitten verschrieb uns die Zeit,
Doch schwärmen noch heute um Türme und Gitter
Die Fliegen, so oft sich die Jahreszeit neut.



Solche Zechgelage breiteten sich dann immer mehr unter der Herrschaft der Ritter aus, und einer wollte es dem andern übertun, bis schließlich diese Gelage zu wüsten, sündhaften, Gott mißfälligen Schlemmereien ausarteten.

Laster, Unzucht und Sittenlosigkeit hatten sich neben unbarmherziger Strenge und Härte für kleinliche Vergehen Unterstellter zu Alltäglichem herausgebildet, unter denen die Bewohner der ganzen Gegend schwer litten und seufzten, bis endlich der Hergott ein Einsehen hatte, diesem Treiben eine Schranke setzte und gleichsam ein Strafgericht, in Sonderheit über den Beherrscher der Spangenburg, hereinbrechen ließ.

Ein gar wild und fremdartig aussehendes großes Volk mit langen, wallenden, struppigen Bärten und Haupthaar erschien unerwartet nach dieser Zeit als Strafgericht in dieser bisher so friedlichen Gegend.

Um die Lenden ihrer großen, robusten Körper trugen sie Felle von erlegten Bären, Wölfen und Büffeln, und auf den Köpfen hatten sie, gar furchtbar und grauig anzusehen, dräuende Gehörne von Büffeln und Ochsen. In ihren Händen schwangen sie riesige Keulen, mit denen sie alles niederzuschmettern drohten, was ihrem Vordringen hindernd in den Weg trat. Hinter sich her ließen sie eine fast unabhsehbare Herde von allerlei Vieh, wie Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen, treiben. Ueber den Niedforst jenseits der Burg kamen sie hereingebrochen mit ihren Herden, denn der Beherrscher jener Burg auf der Höhe von Reichenbach hatte es nicht vermocht, sie an ihrem Vordringen zu verhindern. Dort drüben am nahen Berge brachen sie, gleich wilden Horden, aus den Wäldern hervor. Erstaunt und verwundert über das herrliche Gelände, das sich vor ihren Blicken aufthat, und gefesselt von dem klarblauen See, der Burg, dem üppigen Graswuchs und von den stolzen Wäldern ringsum, ließen sie sich zu langer Raft dort nieder. Doch aus dieser Raft sollte eine dauernde Ansiedlung werden; denn die ausgedehnten Waldungen hatten schon bald die ihnen angeborenen Jagdgelüste so gereizt, daß sie beschloßen, hier für immer ihre bleibende Stätte aufzuschlagen und von nun an das Nomadenleben aufzugeben. Dieses herrliche Gelände im Besitz zu nehmen, war ihr fester Wille geworden. Aus Freude aber

darüber, daß sie so wunderbar in ein so gesegnetes Land geführt worden waren, ließ der Häuptling dieses Volkes eins der besten Lämmer seiner Herde schlachten, um es den Göttern, unter einer Gruppe rauschender Eichen als Dankopfer darzubringen. Die Stätte aber nannte er zum Gedächtnis hieran den „Lammberg“*. Dann begann das Volk alsbald sich feste Hütten zu bauen und zum Schutze seiner Herden gegen wilde Tiere weit ausgedehnte Einfriedigungen zu ziehen. Andere trugen aus dem nahen Riedforst lange Baumstämme nach den Ufern des Sees und zimmerten große Flöße daraus zusammen, auf denen sie dann in Scharen auf dem See auf und ab fuhren. Nicht lange konnten sie den Versuchungen und Verlockungen widerstehen, auf diese Art auch nach der Burg hinüber zu rudern, um sich dort gewaltsam Eingang zu verschaffen. Ihren kühnen Plan erratend, hatte der Spangenburg im Geheimen zu ihrer Abwehr alles vorbereitet, und darum wurden ihre wiederholten Versuche, auch in die Burg einzudringen, erfolgreich abgewehrt, wobei sich die klug angelegten Verteidigungswerke der Burg aufs beste bewährten. Aber auch der Ritter von Spangenburg griff nun die Eindringlinge erneut an und suchte sie mit allen Mitteln aus seinem Gebiete zu vertreiben. Lange hatte so ein Kämpfen hinüber und herüber gewogt, bis endlich die Streitenden einsehen mußten, daß sie sich gegenseitig nicht zu bezwingen vermochten; deshalb entschloß sich der Ritter, als der Klügere, endlich Friedensverhandlungen mit dem Volke anzuknüpfen. Er sandte darum drei seiner tapfersten und kühnsten Recken, mit schweren Rüstungen angetan, zu Verhandlungen zu den Fremdlingen hinab. Diese aber verstanden sich in ihrer wilden Art noch wenig auf gesittete Gebräuche und kurzerhand warfen sie die drei Sendlinge, ohne sie angehört zu haben, samt ihren Rüstungen erbarmungslos in den See hinab, wo sie elendiglich ertrinken mußten. Dennoch kam kurz danach ein Friede mit diesem Volk zustande, nachdem der Ritter notgedrungen gestatten mußte, daß sich das Volk rings für immer niederließ und sich alles verfügbare Land am Riedforst für ihre Herden und alle seine Wälder zur Befriedigung ihrer Jagdgelüste zu eigen machte. Nur der fast bis zur Hälfte seiner Höhe wasserfreie Burgberg

und der sich hieran anschließende Brombeerenberg sowie die Beherrschung des Sees waren dem Ritter der Spangenburg und seinen Mannen noch geblieben. Das so verteilte Gebiet wurde drüben unter den Eichen, die die Opferstätte am Lamberg umrauschten, durch feierlichen Handschlag, dessen Gebrauch dem Volke heilig war, gegenseitig anerkannt und gewährleistet. War die Bewunderung über die rohen und rauhen Gestalten dieses herkulischen Volkes ohnehin schon groß genug bei den alteingesessenen Bewohnern der Burg, so sollte sie sich bald noch bis zu banger Furcht steigern. Einige Zeit später, als die zuerst Angekommenen schon festen Fuß hier gefaßt hatten, erschienen noch zwei weitere, viel größere und stärkere Gigantengestalten hier, die sich den Fremdlingen als zugehörig angeschlossen. Die großen Herden dieses Nomadenvolkes, die alles vor sich her abweidend einherzogen, wurden beständig von Scharen blutdürstiger und hungriger Bestien, wie Bären, Wölfe usw. verfolgt, und gar manches Stück der Herde mußte den Pranken und fletschenden Zähnen dieses Raubgesindels unterliegen. Um nun diese Bestien nach Möglichkeit abzuwehren, bedurfte es ganz besonderer Kühnheit und Menschenkräfte, und zu diesem Zwecke hatten sich die Häuptlinge dieser Horden aus ihrem weit entfernten, fremden und geheimnisvollen Heimatlande zwei vor nichts zurückschreckende Riesen, wahre, richtige Riesen, angeworben und mitgebracht. Mit mächtigen Keulen bewaffnet, mußten diese jede erreichbare Bestie niedererschlagen, die hungrig zum Sprung auf ein Rind oder ein Schaf anhub. Mit großem Erstaunen sahen die alten Spangenburgler die Riesen furchtlos ihr gefährvolles Werk verrichten. Dennoch war es einmal einem Rudel listiger und verschlagener Wölfe gelungen, diesseits des Niedforstes auf der Höhe von Reichenbach bis hart zu den Toren der Spangenburg hindurchzubrechen, wo sie lange Zeit das umliegende Gehege unsicher machten, bis sie schließlich doch von den Riesen eingeholt, überwältigt und an der Kehle, (an der Wolfskehle*) zu Tode gewürgt wurden.

Durch den ständigen Kampf und die Abwehr solchen Raubzeuges von den ziehenden Herden waren diese beiden Riesen weit hinter ihrem Volke zurückgeblieben und gelangten infolgedessen erst viel später hier zu ihren Stammesgenossen.

Aber wie ergrimmten sie, als sie gewahren mußten, daß ihre Häuptlinge samt aller Gefolgschaft beschlossen hatten, sich hier dauernd niederzulassen, und daß diese darum bereits alles ertragsfähige Land unter sich verteilt hatten, sodas für sie nichts mehr übrig blieb, wo auch sie sich hätten ansiedeln können. Was die Bevorzugten und die zuerst hier Angelangten ihres Volkes nicht schon besetzt hielten, war unfruchtbares, steiniges Land, und die übrige ganze Gegend überspannte meilenweit ein See mit seiner blauen, bunt und grün umrahmten Flut. Aber noch eine andere Enttäuschung mußten die beiden Riesen an sich erfahren. Ihre Häuptlinge verkündeten ihnen, daß sie nunmehr ihres Dienstes enthoben seien, da sie unter den neuen Verhältnissen keine Beschäftigung für sie hätten. Völl des Zornes, ihre treu geleisteten Dienste so mit Undank belohnt zu sehen, versuchten sie, gestützt auf ihre Kräfte, ihren Genossen gewaltsam das an Land abzurufen, wessen sie zu ihrer ständigen Ansiedelung bedurften. So entspann sich ein harter Kampf auf beiden Seiten, der sich schließlich so weit ausdehnte, daß das ganze Volk in Erregung geriet. Mancher ihrer Gegner war ihren wuchtigen Keulenschlägen in diesem Kampfe um fruchtbares Land schon unterlegen, bis daß sie endlich von ihren Häuptlingen für vogelfrei erklärt und aufgefordert wurden, weiter zu ziehen und sich in einer andern Gegend des weiten Landes, abseits ihrer Volksgenossen, niederzulassen, damit dem Volke Ruhe und Frieden wiedergegeben würden. Dennoch vermochten sich die so Verstoßenen nicht dazu zu entschließen, sich von ihrem Volke, mit dem sie seither Freud und Leid geteilt hatten, zu trennen, um von nun an allein in der Welt umher zu irren. Heimlich hielten sie daher Beratungen ab, wie sie es anfangen könnten, um doch noch hier in diesem Gebiete bei ihren Volksgenossen Land für sich zu gewinnen. So standen sie denn in einer hellen Mondnacht, getrieben von solchem Verlangen, zum ersten Male hoch oben auf dem Brombeerenberge, von dessen Gipfel sie jetzt erst gewahrten, welche große weitverzweigte Fläche klaren Sees der Mond ringsum zu ihren Füßen versilberte, und über welches weite Gebiet der See seine Arme beherrschend ausstreckte. Waren sie bisher noch schwankend und im Zweifel über das, was

sie fernerhin beginnen wollten, so reifte in diesem Augenblick in ihnen der Entschluß, dem ihnen zu groß scheinenden See gewaltsam das Land abzurufen, dessen sie, gleich ihren Brüdern, zur Ansiedelung bedurften. Zugleich aber wurde dieser Gedanke in ihnen noch durch Rachegelüste gestärkt, indem sie sich so dafür rächen zu können glaubten, daß sie mit so schnödem Undank für ihre gefahrvollen Dienste belohnt worden waren. Bald waren denn auch die beiden Ausgewiesenen hier nirgends mehr zu sehen, und niemand wußte, wohin sie gezogen waren. In dunkler Nacht hatten sie sich heimlich hinabgeschlichen durch die Brombeeresträucher, hinunter hinter den Burgberg, dorthin, wo in den „Schiffshöfen“ die Flöße des Burgherrn angebunden lagen. Sie lösten eins dieser Flöße unbemerkt von seinem Pfahle und ruderten hinüber zu dem Berge, der viel, viel später einmal der „Malzberg“* heißen sollte, weil dort das Malz gedieh, das nachmals die Burgfrauen zum Brauen ihres Haustrankes verwandten. Dort stießen sie, um ihre Spur zu verwischen, das Floß wieder in den See, und ein günstiger Wind trieb es wieder den „Schiffshöfen“ hinter dem Burgberge zu. Nun schlichen sich die beiden Riesen im Dunkel der Nacht und im Schutze der Wälder auf der Höhe des Bergrückens hinab bis zu jenem Tale, in dem ein großer Fluß vor dem Damme des Spangenberger Sees vorüberzieht, wo sie Erfolg zu ihrem Plane erhofften. Hier begannen sie alsbald mit langen spitzen Pfählen ein tiefes Loch in den Damm zu bohren, und ringsherum scharften sie mit Ausbietung ihrer ganzen Kräfte das Erdreich um dieses hinweg. So gruben sie immer weiter durch den Damm, bis sie zuletzt nur noch eine kurze Strecke bis zu ihrem Ziele, dem Wasser, zu durchbohren hatten. In diese trieben sie abermals einen langen Eichenpfahl, der den Damm gänzlich bis zum Wasser durchdrang. Aus Halmen und Schilfgräsern flochten sie sich ein langes Tau, banden dieses um den Pfahl und zogen ihn damit, wie einen Spund aus vollem Fasse, aus dem Erdreiche des Dammes. Unter unbeschreiblichem Jubel und triumphierendem Geheul sahen sie nun, wie sich das Wasser endlich unter ungeheurem Drucke durch die Oeffnung ergoß und das Erdreich des Dammes auf allen Seiten unaufhaltsam mit sich fortriß.

Hatten sie bisher vorgehabt, auf diese Art nur einen Teil des Seewassers abzulassen, um daraus Land für sich zu gewinnen, so vermochten sie dem nun einmal entfesselten Elemente keinen Einhalt mehr zu gebieten. Immer größer und größer wurde die Oeffnung und gewaltige Wassermengen strömten, alles rechts und links mit sich fortreisend, dem Tale zu, wo sie den vorbeiziehenden Fluß anschwellen ließen. Schließlich war der einst von Gott geschaffene Damm fast gänzlich hinweggeschwemmt, und der See drohte mit-samt seiner Herrlichkeit zu verschwinden. Nur noch ein spärlicher Rest dieses Dammes, über den heute die mit hohen Fichten bewachsene Landstraße von der Kreisstadt nach dem Dörflein Altmorschen vor dem Hofe „Fahre“ hin-führt, ist übrig geblieben und zeigt uns noch, wie weit sich der einstige Spangenberg See ausdehnte.

Mit Erstaunen und banger Sorge gewahrte alsbald der Beherrscher der Spangenburg, daß der Wasserpiegel seines Sees, der ihm in dem Friedensschlusse mit dem fremden Volke geblieben war, immer tiefer und tiefer sank, und mit Schrecken dachte er daran, daß schließlich seine Burg ohne die Grundbedingung alles Lebens, des Wassers, sein würde, und daß alle Herrlichkeiten und Reichtümer, die ihm der See bisher geboten hatte, ein Ende nehmen müßten, wenn er so weiter sinken und schließlich versiegen würde. Rat- und trostlos dachte er über die Ursache des über ihn hereingebrochenen Unglückes nach, und bei unablässigem Sinnen und Forschen fiel ihm endlich ein, daß die beiden Riesen von den Thürigen für vogelfrei erklärt worden waren, und daß sie nun schon einige Zeit hier nicht mehr gesehen wurden. Hieraus schöpfte er den Verdacht, daß dieses mit der Unglückserscheinung im Zusammenhange stehen müßte. Eiligst sandte er deshalb Kundschafter nach der Stelle aus, wo er die Ursache dieses Wasserverlustes vermutete. Gleich den Riesen schlichen sich diese unbe-merkt hinab bis zu jenem Ende des Sees, und siehe da, sie entdeckten die beiden Riesen, die in einem Freuden-taumel an den brausenden und rauschenden, dem See ent-rinnenden Wassermassen auf und ab tanzten. In ihrem Siegestrausche und in ihrer Schadenfreude hatten sie nicht bemerkt, daß sie von Kundschaftern des Burgherrn

belauscht worden waren, die, unterstützt durch das laute Freudengeheul der Riesen und das Brausen der durchbrechenden Wassermassen wieder unbemerkt hatten entkommen können. So eilten die Rundschafter wieder umverkehrt zurück in die Burg und berichteten ihrem Herrn getreulich, was sie dort unten gesehen hatten. Dieser rüstete alsbald eine große Schar starker Bewaffneter aus und sandte sie in Eilschritten nach der Stätte des Unheils. Bei Todesstrafe gebot er ihnen, sich unter allen Umständen der beiden Riesen zu bemächtigen und sie gefesselt und lebend in seine Burg zu bringen. Den Damm aber sollten sie, wenn noch möglich, wieder zu verschließen suchen. Ein harter und zäher Kampf entspann sich nun abermals, jetzt zwischen den beiden Riesen und der großen Schar Keißiger des Spangenburgers, in dem sich die ersteren schließlich doch der großen Uebermacht ihrer Bedränger als Gefangene ergeben mußten. Stark gefesselt wurden die Beiden alsdann unter großem Jubel vor den Herrn der Spangenburg geführt, der sie zur Strafe für ihr frevelhaftes Unterfangen in eins seiner tiefsten und festesten Burgverließe einkertern ließ. Die einmal gebrochene Dammöffnung jedoch war schon so groß geworden und das Wasser darin schon so gewaltsam im Durchzuge, daß ein Versiegen des Sees trotz aller Bemühungen nicht mehr abzuwenden war, umsomehr als Gott dieses als eine Strafe über die Ritter, die bei ihm ob ihres gottlosen Treibens in Ungnade gefallen waren, so gewollt hatte.

So versiegte denn der einst so schöne Spangenberg See allmählich, bis zuletzt die Wasser vom Riedforst und Stolzinger Gebirge nur noch als kleine klare Bächlein in Schlangenwindungen auf dem Grunde des Sees hinab zum Flusse eilten. Noch heute erzählen diese Bächlein in ihrem Murmeln und Plätschern von den Herrlichkeiten, die hier einst herrschten, und von ihrem Untergange. In ihrem Laufe, der sie am einstigen Ried vorbeiführt, nehmen die Bächlein heute noch gern manches Sternlein der einst weinenden Riedblumen als Erinnerung heimlich mit sich fort.

Lange, nachdem der See samt seinen Herrlichkeiten dahingeschwunden war, fand man dann auch unten am Fuße der Burg die Ueberreste der längst verwesten Leichname der drei tapferen Abgesandten, die noch in voller Rüstung waren, so wie sie der Ritter von Spangenburg lange zuvor zwecks Friedensverhandlungen zu den fremden Eindringlingen hinübergesandt hatte, und die dann von diesen kurzerhand in den See hinab gestoßen worden waren. An der Stelle, wo man diese drei Leichname fand, ließ sie der Burgherr in die kühle Erde bestatten. Ein späterer Ritter jedoch, der die Segnungen des Christentums an sich schon erfahren hatte, ließ ihnen drei schlichte Steinkreuze neben einander auf ihre Ruhestätte setzen, in dankbarer Anerkennung ihres kühnen Unternehmens, das sie mit dem Leben bezahlt hatten. Dem Wanderer, der heute aufmerksamen Auges die mit blühenden Bäumen geschmückte Landstraße zieht, die sich nun durch saftgrüne Wiesen und wogende Felder auf dem Grunde des einstigen Sees dahinschlängelt, werden die drei Kreuze neben dem Wegweiser am Kreuzwege vor dem Städtlein nicht entgehen. In sich gefehrt und andachtsvoll wolle er dann einen Augenblick vor diesen drei schlichten Steinkreuzen stille stehen und sich zurückversetzen in die uralte Zeit und dort die wundersamen Begebenheiten an seinem Geiste vorüberziehen lassen, so wie es jenes Käuzlein zu tun scheint, das sich manchmal nachts, wie nachsinnend, auf den Arm des Wegweisers daneben niedersetzt, der nach der Richtung hinweist, von wo aus einst den drei dort Ruhenden das Verderben gekommen war.

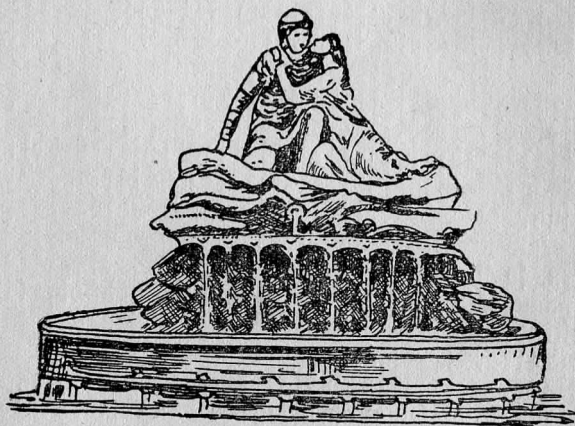
* * *

Hatte Gott hierdurch einst auch eine Strafe über dieses Gebiet und seine Urbewohner kommen lassen, so lächelte doch bald sein Antlitz wieder von neuem voll Huld dieser Gegend und ihren derzeitigen Bewohnern. Wo einst die Sonne ihr Antlitz in einem bald blauen, bald smaragdgrünen stillen See spiegelte, und wo alle

einstigen Gottesgaben in der Natur ringsum wieder untergehen sollten, da hatte der Herr, seine vormalige Ruhestätte nicht vergessend, nun blühende, duftende Wiesen und Matten erstehen lassen. Klare, muntere Bächlein ließ er unter schattigen und blühenden Gezweigen den Menschenkindern nun ein gar trauliches, versöhnendes Mürmelliedchen singen. In weitem Umkreise ließ er an den Hängen eine blühende Pracht von Flieder, Birken und sonstigen duftenden Sträuchern und Bäumen erstehen, und fruchtbare Aeder ließen ihre schweren, goldschimmernden Aehren im Glanze des Sonnenlichtes wogen. Blühende Gärten und Haine ersprossen rings um Burg und Städtlein, und tausendfältiger, fröhlicher Gesang gefiederter Sängler erklang und erklingt noch heute zum Lobe des Herrn und zur Freude der Menschenkinder gar lustig darinnen.

Bei all diesen neuen Gaben des Himmels erblühte auch wieder neue Zufriedenheit in den Herzen der Menschen, und bald schon war -es vergessen, daß hier einst ein stolzer See die nun neu gesegneten Fluren bedeckt hielt, an den nach Gottes Bestimmung heute nur noch die einst durch seinen Zorn zu Stein gewordenen Schnecken, Muscheln und sonstigen Schalentiere und die zu Sternlein versteinerten Tränen der Kiedblumen erinnern. Herrschte so überall neue Zufriedenheit hier unter den Menschenkindern, so sollte es doch dem Ritter oben auf der Burg noch manchmal bange zu Mut werden, wenn in Folge langer, anhaltender Sommerhitze das labende Naß, das er einst so gut erreichen konnte, nicht mehr dort zu finden war. Doch auch die Bürger des inzwischen immer größer gewordenen Städtleins am Fuße des Brombeerenberges, das sich aus den ersten Hütten der Reissigen des Burgherrn entwickelt hatte, sollten noch manchmal zu solchen Zeiten, da die im Tal fließenden Bächlein fast gänzlich ausgetrocknet waren, an den einstigen Wasserüberfluß zurückerdenken; denn herrschte früher Ueberfluß, so blieb jetzt auch das Städtlein bei anhaltender Dürre von dem großen Wassermangel nicht verschont, der erst nach abermals vielen, vielen Jahren durch die Macht zweier Liebenden, von denen uns der „Liebenbach“ so traulich

erzählt, für immer auf so wunderbare Weise behoben werden sollte. Kennst du sie nicht, diese Sage vom Liebenbach, und weißt du nicht, was innige Liebe vermag, dann, lieber Freund, gehe hin nach dem heutigen Spangenberg. Dort am Marktplatze, an dem plätschernden klaren Liebenbachbrunnen wirst du all dessen inne werden. Wer aber von dem klaren Bächlein trinkt, das diese zwei Liebenden in hartem, bangem Kampfe, um ihre Vereinigung zu erreichen, einst graben mußten, den zieht es gar wunderbar immer wieder von neuem nach dem Gefilde, das dieses Bächlein heute so silberhell durchheilt. Und wer dann diese Wunderkraft des Liebenbächleins an sich verspürt, der lege dankbar ein Zweiglein Immergrün um die Stirn der beiden Sterbenden da oben auf dem Felsen des Liebenbachbrunnens.



Hat uns die Fee in dem Märchen vom Liebenbach aus der uralten Zeit in eine jüngere versetzt, so führt sie uns nun wieder zurück zu den Rittern und Riesen der älteren Vergangenheit.

*

*

*

Als in Folge anhaltender Hitze und Trockenheit fast alle Bächlein im weiten Gebiete vertrodnet waren, da herrschte nun insonderheit auf der Burg oben große Wassersnot, und der Ritter, darob in großen Zorn geraten, bedrohte nun die beiden immer noch eingekerkerten Riesen, die ja diesen Mangel verursacht hatten, mit dem Tode des Verhungerns und Verdürstens, wenn sie ihm nicht das nötige Wasser wieder nach der Burg schaffen würden. So in die äußerste Bedrängnis geraten, flehten diese beiden Uebeltäter, daß man ihnen die Freiheit, die sie so sehr liebten, wiedergeben möchte. Dann würden sie hoch und heilig geloben, nicht eher zu ruhen, bis sie wieder trinkbares Wasser für alle Bewohner der Burg herbeigeschafft hätten. Doch der Ritter traute diesen Beteuerungen nur wenig, und schon hatte er sie darum mehrere Tage hungern und dürsten lassen. Darauf baten die beiden Gefangenen von neuem um ihre bedingte Freilassung und schwuren dem Ritter bei der Heiligkeit all ihrer Götter, daß sie dann ihr Versprechen getreulich halten und zur Ausführung bringen würden, und sollten sie auch den Quell mit ihren Händen aus dem Erdreich scharren müssen. Der Ritter, dem die Heiligkeit des Schwures dieses Volkes bekannt geworden war, traute endlich ihren Worten und Versprechungen und gab ihnen bedingungsweise zur Ausführung ihres Vorhabens einstweilen die Freiheit. „So sei es denn,“ sprach er, „wenn ihr mir einen Bach, der frisch und klar zu meiner Burg heraufquillt, erbohrt, dann soll euch die Freiheit für immer wiedergegeben werden.“ So erhielten die Riesen nun ihre Freiheit vorerst wieder, und freudig machten sie sich an die Ausführung ihres Vorhabens.

Doch nicht so leicht, wie sich die Riesen die Beschaffung von Wasser in ihrer Bedrängnis gedacht hatten, wollte es ihnen gelingen. Lange sann sie darüber nach, wie und wo sie ihr Befreiungswerk anfangen sollten. Da endlich begannen sie, unbehelligt von den Ihrigen, hoch am Berge gegenüber der Burg ihre erste Arbeit. Gleich wie bei der Anbohrung des Dammes des versiegten Sees, bohrten sie auch hier lange Eichenpfähle tief in das Erdreich, um so eine Wasserader anzubohren.

Endlich, nachdem sie abermals einen langen Eichenpfahl aus dem Erdreich zurückgezogen hatten, brach ein starker Wasserstrahl daraus hervor; denn eine Wasserader war glücklich gefunden, die nun ihr bisher verborgenes und kühles Naß zu Tage sandte. Völl Freude über den Erfolg und in der Hoffnung, nun wieder frei geworden zu sein, eilten sie spornstreichs zur Burg, um ihrem Gebieter diesen Erfolg zu verkünden und den Freispruch von ihm zu empfangen. „Dort drüben am Berge, gestrenger Herr, haben wir euch einen ‚kalten Bach‘* gegraben, der stark genug dahinrinnt, um euch samt allen Insassen der Burg reichlich und für immer mit seinem kühlen Trunk zu laben. Nun bitten wir euch, habt Gnade mit uns und gebt uns die Freiheit wieder!“ So sprachen sie zum Ritter der Spangenburg. Doch so leicht sollten die beiden Riesen ihre Freiheit noch nicht wieder erkaufte haben; denn der Ritter erwiderte ihnen: „Ich sehe wohl dort drüben am Berge, im Sonnenstrahl, ein mir bisher unbekanntes Bächlein herabrinnen und unten vor den Toren meiner Burg vorbeifließen, doch was kann mir ein Born nützen und dienen, der nicht hinter den schützenden Gemäuern meiner Burg rinnt. Wenn neue Feinde mich und die Meinen wieder einmal bedrohen und meine Burg belagern, dann sind wir abermals dem Verdursten preisgegeben; denn die Wasser meines verlorenen Sees dringen nicht mehr bis nach der unterirdischen Brunnenkammer meiner Burg. Darum kann ich euer Tun noch nicht löblich heißen und euch die Freiheit noch nicht wiedergeben, es sei denn, daß ihr mir trinkbares Wasser nach der Burg beschafft, das nie von einem Feinde genommen werden kann.“ Die Riesen, sehr bekümmert ob dieser Worte, sannten von neuem darüber nach, was sie weiter zu ihrer Befreiung beginnen könnten. Als sie hin und her überlegten, was zu tun sei, um den Wunsch des Ritters zu erfüllen, fiel ihnen ein, daß der Besitzer der „Reichenburg“ einst auch unter Wassermangel zu leiden gehabt hatte. Um dieser Not zu steuern, hatte er damals in seinem Burghofe einen riesengroßen, innen ausgehöhlten Steinblock aus seiner Gemarkung aufstellen lassen, in den seine Knechte immer

so viel Wasser aus dem „reichen Bache“ im Tale holen mußten, daß es den Bedarf für lange Zeit deckte. In ähnlicher Weise gedachten sie dem Wassermangel auf der Spangenburg Abhülfe zu schaffen. Auch hierher wollten sie einen solchen Stein schaffen und dann das Wasser aus dem frisch gegrabenen „kalten Bache“ da hinein tragen, sodaß wie auf der benachbarten Burg ständig ein großer Vorrat kühl gehaltenen Wassers zur Stelle sei. Aber auch dieser Plan war leichter gedacht als vollführt.

Als die Riesen mit ihrer Arbeit beginnen wollten, vermochten sie nirgends einen so großen und umfangreichen Stein zu finden, der sich zu diesem Zwecke geeignet hätte. Zudem mußten sie einsehen, daß es ihnen an Werkzeugen mangelte, um einen solchen Steinblock zu einer Zisterne auszuhöhlen. Auf ihre eisernen Kräfte bauend, entschlossen sie sich daher kurz zu einem listigen und kühnen Streich, der ihnen auch fast gelungen wäre.

In einer dunklen Winternacht, als Flur und Wald mit einer festen, glitzernden Schneedecke überzogen waren, erschienen sie vor den Toren der Burg von Reichenbach. Auf ihr Klopfen am Burgtore wurden sie von der Wache nach ihrem Begehre gefragt, worauf sie sich als Abgesandte des Herrn von Spangenburg ausgaben, die wichtige, friedliche, jedoch sehr eilige Nachrichten zu überbringen hätten. Dann öffneten sich die Tore, und im selben Augenblick stürzten sich die beiden Riesen mit ihrer gewaltigen Kraft auf die ahnungslosen und vertrauensseligen Torwächter. Ehe diese noch um Hilfe rufen konnten, wurden sie, zumal alle anderen Bewohner der Burg in tiefem Schlafe lagen, erbarmungslos zu Tode gewürgt. Eiligst und ungestört vollführten die Riesen nun den kühnen Plan zu ihrer Befreiung. Sie hoben den schweren ausgehöhlten Stein auf zwei mitgebrachte geglättete Eichenstämmen und zogen mit ihrer Beute in Eilschritten zum Tore hinaus über die weiten Schneeflächen auf der Höhe des Berges entlang gen Spangenburg. Bald waren sie mit ihrem Raube dem Ziele nahe, als plötzlich bei Tagesanbruch eine große Schar bewaffneter Männer hinter ihnen aus dem Walde hervorbrach, die unter Führung

ihres Herrn die Spur im Schnee verfolgt hatte und die Räuber nun einholte. Denn als der Beraubte beim Morgengrauen zu großer Haß mit seinen Getreuen ausrücken wollte, entdeckte er mit Schrecken, was in der Nacht vorgegangen war, und anstatt zu jagen, verfolgte er schnell entschlossen die Spur der Räuber. Als diese nun zu ihrem Leidwesen sahen, daß sie von einem so großen Troß Bewaffneter verfolgt und bedrängt wurden, denen sie sich trotz ihrer Riesenkräfte nicht gewachsen fühlten, ließen sie ihre Beute wohl oder übel im Stich und eilten in Lauffchritten davon, um in der nahen Spangenburg Einlaß und Schutz vor ihren Verfolgern zu suchen. „Der große Stein“* aber war für die Mannen jenes Ritters zu schwer. Alle Bemühungen, ihn wieder an seinen alten Standort zurückzubringen, waren vergebens, und darum lagert er noch heute an derselben Stelle, an der ihn die beiden Riesen bei ihrer Flucht einst zurücklassen mußten. In seinen großen hohlen Leib ergießt nun der Himmel bisweilen seine Bronnen und die darin rauschenden Schilfgräser und Rispen erzählen nun schon jahrhundertlang den vorbeiziehenden Geschlechtern von der seltsamen Geschichte und der Wanderung, die dieser Steinkoloß einst an sich erfahren mußte.

Zwischen dem Ritter von Spangenburg und jenem von Reichenbach war nun wegen dieses geraubten Steines und wegen der Inschuznahme der Räuber eine heftige Fehde ausgebrochen, und bald sollte diese in einem harten Kampf der beiden ausgefochten werden. Jener von Reichenbach erkühnte sich, die Spangenburg zu bedrohen, und als nun der benachbarte Ritter von Weisenburg hiervon erfuhr, kam er eilig mit einem großen Troß der Seinen der Spangenburg zu Hülfe.

Der Reichenbacher hatte schon oft um die Gunst und Liebe der schönsten der sieben Töchter des Weisenburgers gebuhlt, war aber immer wieder von Vater und Tochter aus Gründen, die nur die Begehrte kannte, abgewiesen worden. Nun sollten seine letzten Hoffnungen gänzlich zerstört werden, als er wider alles Erwarten den Weisenburger an der Seite des Spangenburgers gegen sich zu Felde ziehen sah. Durch diese sein Innerstes em-

pörende Wahrnehmung steigerte sich sein bisher still gehogter Haß zu blinder Wut, umsomehr, als er durch die vereinte Abwehr eine heftige Niederlage erleiden sollte. Voll Erbitterung und Entrüstung schwur er grimmige Rache, mit der er nicht lange auf sich warten ließ. Bald schon hatte er sich mit Aufbietung aller seiner Mittel von der Niederlage wieder erholt und ganz im Stillen einen großen Trupp Kampfbereiter ausgerüstet. Aber nicht an dem Spangenburg, der ihm wohl doch zu mächtig erschien, sondern an dem Weisenburger da oben im Pfiefe- und Bodetale wollte er heimlich doppelte Rache nehmen. In seinem Herzensgroll und in seiner grenzenlosen Wut hatte er geschworen, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis er jene Burg dem Erdboden gleich gemacht hätte.

In einer schwülen, dunklen, gewitterdrohenden Juninacht überrumpelte er mit Sturmböden, Wurfgeschossen und Feuerbränden die verwünschte Burg und ihre unvorbereitete Bemannung, und bald schon ging diese in Flammen auf, und ihre Gemächer und Türme sanken in Schutt und Asche. Was er der Burg in seinem Grimm geschworen hatte, hatte sich nun erfüllt: die Weisenburg war dem Erdboden gleich gemacht. Hatte der Angreifer im Stillen gehofft, daß bei seinem Zerstörungswerke der Ritter samt seinen Töchtern entfliehen würde und daß er hierbei Gelegenheit fände, die schönste und so oft vergeblich begehrte der sieben Töchter gewaltsam an sich zu reißen und sie auf bereit gehaltenem feurigen Rosse nach seiner Burg zu entführen, so mußte er sich auch in diesem Plane gründlich getäuscht sehen, denn wie sehr er auch bei der allgemeinen Verwirrung nach solcher Gelegenheit ausspähte, von der Ersehnten war keine Spur zu finden. Ein treuer Wächter des Weisenburgers hatte im letzten Augenblick der Gefahr seinen Herrn noch zu warnen vermocht. Dieser, einsehend, daß es kein Entinnen mehr gab, raffte schnell alle seine Kostbarkeiten zusammen und verbarg sie mit seinen sieben Töchtern in ein tiefes, geheimes und unauffindbares Gewölbe im Unterirdischen seiner Burg. Der Weisenburger selbst fiel im Kampfe und fand unter den Trümmern seiner stolzen

Weisenburg sein Grab, und so blieb es allen Nachkommen verborgen, wo sich der Zugang zu jenem geheimnisvollen Gelaß befindet, in dem die sieben Töchter noch bis auf den heutigen Tag bei all ihren Kostbarkeiten und Schätzen auf ihre Befreiung harren. Nur alljährlich in der Juninacht, in der einst das Verderben über ihre väterliche Burg gekommen war, schleichen sich die Verborgenen, in weiße Gewänder gekleidet und mit kostbaren Schätzen angetan, heimlich und lautlos aus ihrem waldbumrauschten, unterirdischen Gelasse. Dann ziehen sie hinab in den blühenden Wiesengrund, dort unten am Fuße der zerstörten Burg, wo ihnen drei gar seltsame, muntere Musikanten, die Pfliefe, die Vocke und die Lande, in einer gar traulichen und geisterhaften Weise zum Tanze aufspielen:

„Ihr Jungfräulein, ihr schönen,
Wir zieh'n euch keck voran,
Mit hellen Flötentönen
Geben den Schritt wir an
Ins blühende Gelände
In munterm Reihenschritt,
Reicht euch die weißen Hände
Und singet lockend mit!“

Dann trippeln und tanzen die sieben Schönen im Ringelreihen wie federleichte Nebelgestalten über Blumen und Halme dahin und daher. Leise singend halten sie Umschau nach dem kühnen Befreier, auf den sie immer noch hoffnungsvoll warten:

„Fahl umgeistert der Vollmondschein
Rauschende Buchen und graues Gestein;
Träumend schließ ich die Augen zu:
Küsse mich, du!

Bin ein verwünschtes Ritterkind,
Weinte die blauen Augen mir blind,
Harrte Tage und Nächte lang
Sehnend und bang!

Träumte, daß einer mich holen käm',
Jauchzend in seine Arme mich nähm',
Weit aus des Vaters zerfallnem Schloß
Trüg mich sein Roß!"

So singen und tanzen sie behende um ihre drei geselligen Musikanten, doch wenn von den Kirchtürmen der nahen Dörflein die erste Stunde schlägt, dann verschwinden sie ebenso lautlos, wie sie gekommen sind, um abermals ein Jahr im Verborgenen bei ihren Schätzen und Reichthümern auf ihren Befreier zu warten. Wer in dieser Juninacht mit hellsehenden Augen den blumengeschmückten Fußpfad zwischen den drei Bächlein an den Wiesen entlang zieht, der wird, wenn er aufmerksam hinsieht, deutlich gewahren, wie die sieben schönen Burgfräulein ihre schlanken und weißen Gestalten anmutig nach dem Rythmus der dreistimmigen Murmelmelodie bewegen. Frühmorgens aber, ehe der Tag die Nacht verscheucht, zeigen ihm weiße, flockige Schleierfetzen, die um blühende Büsche und Hecken wehen, welchen Weg sie zu ihrer Zuflucht genommen haben. Wer aber die geheimnisvolle und doch so zutrauliche Sprache der drei Bächlein versteht, dem verraten sie, welche die schönste von den sieben Schönen ist. Wer dann den Mut und die Lust in sich verspürt, hinab zu steigen in die be- moosten und laubbedeckten unterirdischen Gewölbe der alten zertrümmerten Weisenburg und bis zu den Verborgenen und ihren Schätzen vorzudringen, der mag sich diesen köstlichen Preis erringen und sich dann zum neuen Ritter von Weisenburg ausrufen lassen.

* * *

Während der langen Zeit, in der sich diese Kämpfe zwischen den drei Rittern abspielten, waren die beiden Riesen auf der Spangenburg unablässig damit beschäftigt, ihre Freiheit wieder zu erlangen. Nachdem ihre verschiedenen Versuche, der Burg wieder unantastbares

Wasser zu verschaffen, mißlungen waren und sie einen anderen Ausweg und eine andere Lösung nicht zu finden wußten, entschlossen sie sich notgedrungen dazu, nun vom Burghofe der Spangenburg aus einen tiefen und weiten Brunnen in den Felsen zu brechen, bis sie endlich auf klares Wasser stoßen würden, das der Burg niemals von einem äußeren Feinde entzogen werden könnte. Nach langen, mühevollen und harten Arbeiten quoll ihnen endlich da unten in grauenhafter Fessentiefe das ersehnte Wasser silberhell entgegen, und triumphierend stiegen sie mit dem ersten Gefäß dieses schwer erkauften Befreiungstrankes zu Tage, um endlich damit den Erfolg ihrer langen und bangen Arbeit zu beweisen. Der Ritter ließ nunmehr über dem unheimlichen Abgrunde eine ebenso riesige schwerfällige Hebevorrichtung anbringen, und nicht lange mehr dauerte es, bis er unumstößlich davon überzeugt war, daß ihm nun endlich ein unantastbarer Born innerhalb der schützenden Gemäuer seiner Burg als reicher Ersatz für das Verlorene gegeben war. Darüber herrschte große Freude bei ihm und den Seinen, er veranstaltete ein großes, festliches Gelage, bei dem sich seine vielen Gäste vor allem von der Güte und Klarheit des ihm wiedergewordenen Labetranks überzeugen mußten. Als der Born auch von diesen seinen Gästen als kristallklar und von köstlicher Frische befunden worden war, ließ der Burgherr die beiden Riesen vor sich kommen. Versöhnungsvoll reichte er ihnen die Hand und schenkte ihnen feierlich vor allen Anwesenden die lang entbehrte und schwer erkaupte Freiheit wieder. Als besondere Anerkennung ihrer zähen Ausdauer und Treue und zur Erinnerung an dieses für die Burg so wichtige Ereignis ließ der Burgherr zur Rechten und Linken seines Burgeinganges zwei trozige Türme errichten, an denen die mächtigen Köpfe der beiden Riesen, die diese wahre Riesenarbeit verrichtet hatten, als Relief in Stein gehauen, zum ewigen Gedenken angebracht wurden. Jubelnd zogen die beiden Befreiten nun hinab; ihr Ziel war endlich glänzend erreicht, der inzwischen gänzlich versiegte See bot ihnen auf seinem Grunde nun fruchtbares Land genug, um sich friedlich und ungestört bei ihren

Volksgenossen niederlassen zu können. Die Götter segneten sie mit einem hohen Alter, und man erzählt sich bei denen, die es noch wissen müssen, daß mancher Spangenberg und mancher andere Hesse von heute noch von ihnen abstammen.



So, nun ihr Herzlosen, die ihr die Liebe der Blumen und die Wunder Gottes nicht mehr verstehen wollt, und ihr, die ihr den Sinn für eine herrliche Gottesnatur im Alltagsleben verloren habt, und ihr alle, ihr Nörgler, Zweifler und Verzagten, machet euch auf allesamt, und ziehet über bunte Matten, wogende Felder und Aeder, durch rauschende Wälder, über Berg und Thal mit den munteren Bächlein hinab in dieses Märchenland! Dort suchet mit innerer Beschauung und Betrachtung und mit offenem, kindlichem Herzen und Gemüt nach den Sternlein, die einst die Blumen in heißem Verlangen auch um euch geweint haben, suchet dort die zu Stein gewordenen Zeugen göttlichen Zornes, damit ihr dann auch diesen wieder fürchten lernt. Dort am Wunderbächlein der Liebenden schöpfet euch den Ansporn zu neuer, reiner Menschenliebe und zu neuer, frischer und zäher Tatkraft.

Dort oben an dem „großen Stein“ versuchet eure verweichtlichen und erschlafften Nerven und Muskeln neu zu stählen und horchet auch darauf, was euch die Schilfgräser darin, die wohl noch hierhin verschlagene Nachkommen ihrer Ahnen aus dem Ried sind, so gesprächig und vertraulich erzählen.

Wenn es euch dann noch nicht anders ums Herz wird, dann versucht es einmal mit Gruseln und schauet hinab in die vom Burgwart magisch erleuchtete, graufige Fessentiefe des Schloßbrunnens, und unter Schaudern wird euch daraus die Erkenntnis werden, was Menschenkräfte vermögen, wenn es gilt, ein freies Menschenleben wieder zu erringen.

Wenn ihr aber so verstockt seid, daß ihr hiervon immer noch keine heilsame Wirkung an eurem Herzen empfindet, dann schauet hinab mit klarem Blick von Söllern und Wällen der uralten würdigen Spangenburg, in den herrlichen großen Gottesgarten ringsum, auf die waldgekrönten Bergriesen, und zuletzt hinab auf das heute gerade so festlich geschmückte freundliche und anmutige alte Bergstädtlein, das nun so bescheiden seinen Ehrentag vielhundertjähriger Neugeburt wie ein gar liebes und ehrwürdiges altes Mütterlein begehrt und das auch euch mit Freud und Leid so gastlich zu sich einlädt, wenn ihr ihm Gruß und aufrichtigen Glückwunsch zu seinem Feste entbietet.

Wem es aber angesichts all' solcher Herrlichkeiten und Wunder Gottes und angesichts aller Taten und Begebenheiten unserer Vorfahren dann noch nicht besser und leichter ums Herz wird, der ist ein verlorenes Menschenkind, dem an Leib und Seele durch nichts mehr zu helfen ist, und ihm wäre besser, er läge da unten am Kreuzwege neben den drei alten, bemoosten Steinkreuzen am Wegweiser.

Sollten euch aber die friedlichen Blicke dieses alten Städtleins und die lieblichen Bilder und Begebenheiten dieses Märchengeländes ins Herz lachen und den dort unter Alltagsbraß und Unrat nur noch glimmenden Funken von Lebensfreude zu neuem, lebendigen Feuer anfachen, dann werdet ihr immer wiederkehren und als frohe Menschenkinder in diesem gesegneten Märchenlande verweilen.

Das walte Gott!





1309.

1909.